

Vorwort

Dieses Buch über „Baden“ erwuchs aus dreißigjähriger Arbeit im Generallandesarchiv Karlsruhe, dem Quellenarsenal der badischen Geschichte. Fast alles, was zu diesem Thema geschrieben wurde, ist dort entstanden, und die Wissenschaftler, die sich mit geschichtlichen Themen befassen, schöpften aus dem reichen Material, das nunmehr seit zwei Jahrhunderten der Forschung zugänglich ist, seit genau einhundert Jahren in dem Karlsruher Archivgebäude in der Nördlichen Hildapromenade. Diese Arbeiten beobachten und begleiten zu dürfen, im Gespräch mit den Benutzern des Hauses, bedeutet für den Archivar eine große Bereicherung, die ihn zu eigener Forschung anregt. Das im Generallandesarchiv seit mehr als 150 Jahren herausgegebene Organ der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ erschloß die Ergebnisse dieser Forschungen einer breiteren Leserschaft. Die Chance, die Fragen der eigenen Zeit in eine Gesamtdarstellung einfließen zu lassen, wurde von vielen Archivaren dieses Hauses, von Joseph Bader und Franz Joseph Mone bis zu Albert Krieger und Friedrich v. Weech, immer wieder genutzt. Der Vf. dieses Buches konnte zudem seine eigenen Forschungen über Jahrzehnte hinweg im Rahmen der „Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein“ in Karlsruhe betreiben und im Gespräch vertiefen. Auf ihre Publikationsreihe „Oberrheinische Studien“ möchte er besonders hinweisen, da sie den gesamten Zeitraum des vorliegenden Buches abdeckt, zuletzt (2005) in Band 24 der Reihe mit dem Titel „Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg“. Die Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft, die der Vf. selbst von 1975–1985 geleitet hat, Alfons Schäfer †, Kurt Andermann, Johannes Gut † und Konrad Krimm, sollen in Dankbarkeit genannt werden.

Maßgeblich für die Fragen nach einer übergreifenden landesgeschichtlichen Darstellung wurde für den Vf. die Arbeit an dem „Handbuch der baden-württembergischen Geschichte“, einem monumentalen Sammelwerk zur Geschichte eines modernen Bundeslandes. Sie hatte auszugehen von den Räumen, in denen sich Geschichte abspielte. Baden-Württemberg, seit 1952 bestehend, war der Orientierungsrahmen für alle in diesem Werk abgehandelten geschichtlichen Bezüge, erwies sich jedoch als wenig nützlich, wenn es darum ging, Ereignisse darzustellen, die sich in früheren

geschichtlichen Räumen abgepielt hatten. Im Rahmen dieses Werks beschäftigte sich der Vf. mit der badischen Geschichte, und sie bot ihm eine Fülle von Erkenntnissen. Sie heute, fünfzig Jahre nach dem Ende Badens, neu zu schreiben, besitzt einen besonderen Reiz. Er liegt in der heutigen Sicht der Dinge, der Frage nach Hei- mats- und Traditionspflege in einem im Bewusstsein der Menschen nicht erloschenen Land. Aber er liegt auch in der historischen und landeshistorischen Forschung. Sie hat gerade in jüngster Zeit große Fortschritte erzielt und konnte eine Fülle von Ergebnissen im Gro- ßen wie im Kleinen vorlegen, die viele neue Gesichtspunkte enthal- ten. Zu den Erkenntnissen von Verfassungs- und Sozialgeschichte treten im fortschreitenden Maße solche der Alltagsgeschichte, untermauert mit den methodischen Ansätzen der Archäologie, die unser Bild der Geschichte grundlegend verändert haben.

Eine Geschichte wie die vorliegende fußt auf den Arbeiten ihrer Vorgänger und ist ihnen zu Dank verpflichtet, gerade dort, wo sie um der Kürze einer Darstellung im Überblick willen nicht jedes Detailergebnis aufnehmen und zitieren konnte. Dies lässt sich in dem genannten Handbuch nachvollziehen, und der Vf. weiß sich vielen Wissenschaftlern verbunden, die daran mitgearbeitet und mit ihm diskutiert haben, insbesondere Volker Press († 1993) und Mein- rad Schaab († 2000). Hervorheben möchte er vor allem die Profes- soren und Kollegen Hans Fenske, Hagen Keller, Dieter Mertens, Paul Sauer und Thomas Zotz.

Ein großer Forscher darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es um die Geschichte der Zähringer und der Markgrafen von Baden geht, Karl Schmid in Freiburg († 1993). Ihm weiß sich der Vf. tief und in Dankbarkeit verbunden. Das vorliegende Buch entstand mit freundlicher Förderung und kundiger Mithilfe von Dr. Alexander Schweickert vom Verlag W. Kohlhammer. Dabei erfuhr ich den freundschaftlichen Rat von Friedrich P. Kahlenberg in Koblenz. Doch vor allem danke ich meiner Frau, die dieses Buch mitgedacht und in allen seinen Phasen mitgelesen hat. Ohne ihre kompetente Hilfe wäre sein Erscheinen nicht möglich geworden. Sie tat dies auch im Gedenken an ihren Vater Dr. Ludwig Klein, gebürtigen Karlsruher, Gymnasialprofessor in Freiburg, einen Badener aus Überzeugung und Kulturbewusstsein.

Karlsruhe, im Juni 2005

Hansmartin Schwarzmaier

Einleitung:

Baden als Thema der Geschichtsschreibung

Baden: Das ist eine Stadt an der Oos, einem Flüsschen, das im nördlichen Schwarzwald entspringt, sich aus einem eng eingeschnittenen Tal in die Rheinebene ergießt und bei Rastatt in den Rhein einmündet. Der Ort selbst, zur Unterscheidung von anderen Baden-Orten seit dem 19. Jahrhundert Baden-Baden genannt, liegt in einer Verbreiterung des Tals am Austritt der Oos aus dem Schwarzwald, wo, bereits in der Ebene, eine alte Römerstraße in nord-südlicher Richtung eine der großen rechtsrheinischen Verkehrsadern bildet, die das Oberrheingebiet durchzieht. So war auch der Ort Baden – Aquae – wie viele andere gleichnamige Orte in römischer Zeit wegen seiner heißen Quellen entdeckt und als Bäderort ausgebaut worden, darüber hinaus im ersten nachchristlichen Jahrhundert als ein bedeutender Siedlungsplatz bekannt und bildete vielleicht als „civitas“, als Stadt, den Verwaltungsmittelpunkt eines größeren römischen Bezirks¹. Der auf die Bäder verweisende lateinische Name blieb dem Ort erhalten, als sich die Römer auf das linksrheinische Gebiet zurückzogen, als germanische Siedler, Franken und Alemanen, nachrückten und andersartige, nicht auf Städte gegründete Formen eigener Besiedelung schufen. Doch scheint es, daß die römischen Bauten, insbesondere die Thermenanlagen, noch lange als gewaltige steinerne Monumente sichtbar blieben, ebenso wie die Grabbauten und Meilensteine aus römischer Zeit, und auch im frühen Mittelalter mit einer gewissen Ehrfurcht bestaunt wurden. Kein Wunder, daß das Kloster Weissenburg am Nordrand des heutigen Elsass, dessen Grundherrschaft im 8. und 9. Jahrhundert auch das gegenüberliegende rechtsrheinische Gebiet überdeckte, daß das Bistum Speyer, zu dessen Diözese, seinem geistlichem Sprengel Baden-Baden schon in dieser frühen Zeit gehörte, den Ort für sich in Anspruch nehmen und seine Bäder nutzen konnten².

Dies ist aus „badischer“ Sicht Vorgeschichte. Die Siedlung Baden-Baden besitzt ihre eigene Kontinuität und bildet einen der ältesten, durch schriftliche Belege und durch archäologische Zeugnisse nachgewiesenen Siedlungsplätze im deutschen Südwesten. Ihre ersten Nennungen in mittelalterlichen Urkunden (712) sind wiederum außergewöhnlich früh, auch wenn man in ihnen Fälschungen aus Kloster Weissenburg erkannt hat. Doch beweisen sie auf jeden

Fall die Existenz des Ortes und seiner Bäder in merowingischer und karolingischer Zeit. Im Jahr 856 ist dann von den *aquae calidae que dicuntur balnei*, also den die Badanlagen speisenden warmen Quellen die Rede, und noch ein Jahrhundert später, in einer Urkunde von 987, erscheint erstmals der deutsche Name „Badon“. Er wird von da an kontinuierlich genannt und steht ein Jahrhundert später in Verbindung mit den Markgrafen dieses Namens. Zur Stadt im mittelalterlichen Rechtssinne entwickelte sich Baden-Baden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der früheste Beleg stammt aus dem Jahr 1256, und seitdem lässt sich für Baden-Baden eine eigene, städtische Geschichte schreiben³. Doch seit der Ort mit dem Geschlecht der Markgrafen verbunden ist, bildet Baden-Baden zugleich eine konstante Größe in der „badischen Geschichte“.

Dies führt zu einem zweiten Schritt, und mit ihm setzt auch die eigentliche Geschichte Badens ein. Es geht um jene fürstliche Familie des Hochmittelalters, die sich nach Baden nannte und die diesen Namen als „Haus Baden“ über 900 Jahre lang kontinuierlich führte, bis auf den heutigen Tag und durch alle Veränderungen der Zeiten hindurch. Im ausgehenden 11. Jahrhundert wurde oberhalb von Baden-Baden, hoch über der Siedlung bei den Bädern, in der Felsenlandschaft des Battert, eine ansehnliche Burg errichtet⁴. Auch diese erhielt ihren Namen nach dem Ort Baden, man bezeichnete sie gelegentlich auch als Hohenbaden, und ihre Erbauer gaben sich nach dieser Burg den Namen „Markgrafen von Baden“. Die Burg wurde danach stets dem Zeitstil angepasst, wurde erweitert, als Wehranlage modernisiert und mit größerem Wohnkomfort ausgestattet. Sie blieb das Wahrzeichen und der Stammsitz der markgräflichen Familie, ehe diese, im 15. Jahrhundert, am höchsten Punkt der Stadt, aber tief unter der Höhenburg, ein neues Schloß errichten ließ. Die Einheit von Fürstenfamilie und Stadt wurde in diesen Bauten sinnfällig, und so steht es auch in den Quellen: *alt und nuwe schloß, burge und stette* (1453)⁵. Beide Burgen blieben auch bestehen, als Baden-Baden seinen Residenzcharakter einbüßte, als andere Orte an seine Stelle traten. Denn Stadt und Burg gehörten weiterhin zum Selbstverständnis der badischen Familie, ebenso wie ihr Wappen, der rote Schrägbalken in Gold, und ihre Grablegen in den Kloster- und Stiftskirchen in Backnang, Lichtenthal, Baden-Baden und Pforzheim und schließlich in Karlsruhe, ebenso wie ihre Hausverträge und ihre von den Haus- und Hofgenealogen erstellten Stammbäume und Ahnentafeln. Darin spiegelt sich ihr Wissen um die eigene Vorfahrenschaft, die Geschichte des Hauses, soweit sich diese erforschen ließ oder sich im Bewusstsein der Lebenden erhalten hatte. Dies alles

sind typische Kennzeichen des mittelalterlichen Adels, der zu allen Zeiten den Versuch unternahm, die Geschichte des eigenen Hauses darzustellen und damit vor allem seine Vornehmheit und seinen Herrschaftsanspruch zu dokumentieren.

So bemühten sich auch die Markgrafen von Baden, ihre eigene Hausgeschichte zu erforschen und zu schreiben. Diese hatte inzwischen, in der Neuzeit, eine Erweiterung erfahren. Aus der Burg Baden wurde die Herrschaft der Herren auf Baden, und aus der Herrschaft ein sich abrundender, endlich sogar geschlossener Territorialbesitz, der sich zum „Land Baden“ entwickelte. Dieser Vorgang verläuft in Stufen. Adelige Herrschaft besteht im Mittelalter aus Eigenbesitz – so genanntem Allod –, aus königlichem und fürstlichem Lehngut und aus Kirchenlehen, die daran hängenden dinglichen und personellen Rechte immer eingeschlossen. „Herrschaftspolitik“ des mittelalterlichen Adels bedeutet ständigen Besitzerwerb und Besitzverlust mit dem Bestreben, das Ererbte festzuhalten, das Verlorene wiederzugewinnen. Man erwirbt Besitz im Königs- und Fürstendienst, der stets mit Lehensvergabe verbunden war, ferner durch Zukauf, vor allem aber durch die Heirat von reichen Töchtern, die eine große Mitgift erhielten oder die das Erbe ihres vom Aussterben bedrohten elterlichen Hauses an ihren Ehemann und ihre eigenen Kinder weiter reichten. Man verliert Besitz durch die Aufteilung der Güter unter die Nachkommen, durch die dem Standesbewusstsein entsprechende reiche Aussteuer der Töchter und der nachgeborenen Söhne, die oftmals Pfründen in geistlichen Instituten, in Klöstern und Stiften erhielten. Gelegentlich tritt Besitzminderung auch durch falsches politisches Verhalten ein, durch die Teilnahme an fehlschlagenden kriegerischen Unternehmungen. Vor allem wird von den Erbteilungen zu handeln sein, die das Schicksal des badischen Hauses – wie anderer fürstlicher Häuser auch – bestimmten.

Doch aus Besitz, zunächst meist verstreut liegenden Einzelgütern, wird Herrschaft, und aus Herrschaft wird Land, und im Land, einem sich in geschlossenen und abgegrenzten Räumen entwickelnden Territorium, entstehen Kräfte, die einer allein vom Fürsten diktierten Teilung widerstrebten. Insbesondere die Stände, man spricht von den Landständen als Vertretern der Untertanen, wehren sich gegen die Teilung, die sie als fürstlichen Willkürakt ansehen, und mit der Unteilbarkeit, dem in einem schwierigen Akt der Interessenabwägung zustande gekommenen Beschluss, das Land nicht mehr aufzuteilen, entsteht das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit von Menschen innerhalb der Landesgrenzen. Es wird im konfessionellen

Zeitalter noch gesteigert durch die gemeinsame Glaubensrichtung. Der Fürst wird zum Landesherrn. Seit dieser Zeit wird die Geschichte seines Hauses zugleich zur Geschichte seines Landes. In Baden ist dieser Vorgang besonders deutlich. Er manifestiert sich in den Forschungen und Darstellungen des gelehrten Straßburger Historikers Johann Daniel Schöpflin, der sich, trotz des Auftrags, den er von Markgraf Karl Friedrich von Baden angenommen hatte, von der herkömmlichen Hofhistoriographie lösen konnte, statt dessen ein beeindruckendes Beispiel unabhängiger Gelehrtenarbeit vorlegte, die sich an den im ausgehenden 18. Jahrhundert immer reicher fließenden Quellen orientierte. Auch sein Auftraggeber, der Markgraf, hat diesen Wandel vollzogen, ja geradezu gefordert, wenn er bemängelte, dass in der bisherigen Historiographie so viel vom Fürstenhaus, so wenig vom Lande Baden die Rede sei. Wie er die Ergebnisse des Schöpflin'schen Werkes für seine eigenen politischen Ziele zu nutzen verstand, davon wird noch ausführlich zu handeln sein⁶.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Zeichen einer neuen, von Kaiser Napoleon bestimmten europäischen Ordnung entstand auch der badische Staat. Die Aufgabe, die Bürger des neuen, künstlich gebildeten Landes mit ihm vertraut zu machen, ein Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit zu schaffen, sie zu „Badenern“ zu machen fiel unter anderem den Historikern zu, und die Geschichtsschreiber bemühten sich, zu diesem Integrationsprozess beizutragen. So entstanden dann in der Tat im 19. Jahrhundert Gesamtdarstellungen, die „Baden“ zum Thema hatten, das zwischen 1802 und 1815 neu entstandene Land an der Westgrenze der deutschen Bundesstaaten nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches. Joseph Bader hat in seiner „Badischen Geschichte“ von 1834 die Schwierigkeiten beschrieben, die sich ihm stellten, ehe er dann doch den „roten Faden“ gefunden habe: Kein Wunder angesichts eines Landes, das in seinen neuen Grenzen erst seit knapp 20 Jahren bestand⁷. Andere sind ihm gefolgt, und Franz Joseph Mone ist bei seiner „Ur- und Frühgeschichte des badischen Landes“ gar bei der Römer- und Keltenzeit stecken geblieben, die er in den Grenzen des Landes Baden abhandelte. Das Großherzogtum in seinen soeben erst entstandenen staatlichen Grenzen wurde zum Beschreibungsraum, in dem sich „badische Geschichte“ seit der frühesten Zeit abspielte, und so wurde es auch in Zukunft in vielen Geschichtsdarstellungen gehandhabt. Als „klassisches“ Werk dieser Periode kann die „Badische Geschichte“ des Karlsruher Archivdirektors Friedrich von Weech gewertet werden, die er im Jahr 1890 vorlegte, noch ganz im dynastischen Sinne, da er die Dynastie als das kontinuierliche Element der

badischen Geschichte ansehen konnte. In ähnlicher Weise lässt sich dies auch an Heycks „Geschichte der Herzoge von Zähringen“ ableiten, die ein Jahr nach Weech erschien, im gleichen Geiste geschrieben, aber doch eine große historiographische Leistung⁸.

Doch dann kam das Ende der Monarchie, kamen zwei Weltkriege mitsamt einer geradezu revolutionären sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung, die sich kurz zuvor noch nicht absehen ließ. Die Geschichtsschreibung reagierte auf die neue politische Situation. Das badische Haus hatte seine Rolle im Kontext der badischen Geschichte ausgespielt, aber Baden bestand weiter und suchte nach neuen geschichtlichen Bezügen. Bezeichnenderweise unterblieben zunächst die Gesamtdarstellungen zur Geschichte des badischen Landes. Doch die Forschung ging weiter, intensiver als zuvor. Insbesondere als „Verfassungsgeschichte“ suchte sie neue Antworten auf die Frage nach den Formen des Zusammenlebens der Menschen in ihren sozialen Bezügen, nach dem „Staat“ des Mittelalters⁹.

In diesem Zusammenhang rückte der Adel wieder in den Blickpunkt geschichtlicher Darstellung. Nun erhielt auch eine im Längsschnitt betrachtete fürstliche Lebenswelt eine neue Relevanz. Fand sich im Mittelalter die adelige Führungsschicht in den schriftlichen Quellen gut belegt, im Gegensatz zu bürgerlichen oder gar bäuerlichen Gruppen, denen wir uns nur mühsam nähern können, so erwuchs daraus eine neue Form der Adelforschung als eigene geschichtliche Disziplin. Die Fürstengeschichte, wie man sie bisher in Anlehnung an die regierenden Häuser betrieben hatte, wurde zur „Adelsgeschichte als Sozialgeschichte“¹⁰. Als eine Teildisziplin moderner Sozialgeschichte fügte sie sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg ein in die Bemühungen der Historiker, unter neuen methodischen Fragestellungen, zu denen sich in jüngster Zeit vor allem die Ergebnisse der Archäologie gesellten, die Welt der Menschen in Politik und Alltag zu erforschen.

Den letzten großen Einschnitt in der geschichtlichen Entwicklung unseres Landes brachte das Kriegsende 1945. Für die „badische Geschichte“ war es verbunden mit dem Ende Badens als staatlicher Einheit – abgesehen von dem Lande 'Süd'Baden, das bis 1952 Bestand hatte, ehe das neue Land Baden-Württemberg gegründet wurde. Gerade unter diesem Vorzeichen entstanden Darstellungen zur Geschichte Badens, eine erste noch im Zeichen der Hoffnung, Baden werde in seinen alten Grenzen wiedererstehen können, weitere danach: Gut geschriebene Werke über „Badische Geschichte“ aus den Jahren 1965 und 1992, jeweils in mehreren Auflagen und von profilierten Schulprofessoren verfasst¹¹. Sie hielten die Erinne-

rung an einen inzwischen Geschichte gewordenen Staat wach, wie es auch im Nachbarstaat geschah. Dort erschien eine von einem Altmeister geschriebene und renommierte „Württembergische Geschichte“ in mehreren Auflagen neu und mit dem Zusatz „im südwestdeutschen Raum“, eine freilich eher verkaufstechnisch begründete Umrüstung einer landesgeschichtlichen Darstellung¹². Der geschichtliche Vergleich der beiden Nachbarstaaten bildet eine besonders reizvolle und historisch ergiebige Möglichkeit, die sich nach der Zusammenlegung der beiden Länder ergeben hat. Denn eine „Geschichte Baden-Württembergs“ wird sich bisher nur für seine jüngste Periode erstellen lassen, für die Zeiten davor allenfalls in jener Handbuchform, die inzwischen vorliegt¹³. Eine vergleichende wissenschaftliche Bearbeitung der mittelalterlichen Herrschaftsentwicklung von Baden und Württemberg entstand in Besigheim, an einem Schnittpunkt der beiden Territorien. Gerade das Nebeneinander von Badischer und Württembergischer Geschichte lässt die Eigenart und die Gemeinsamkeit beider Entwicklungen erkennen. Ein neues Buch über Baden hat von dieser Vielfalt der Betrachtungsweisen auszugehen, der Gebundenheit des Gegenstandes an die Fragen, die Denk- und Darstellungsweisen der eigenen Zeit.

Das Thema „Baden“, das sich dieses Buch gestellt hat, wird damit zum Paradigma. Seine Orientierung an einem Fürstenhaus und seiner tausendjährigen Entwicklung enthält jenen „roten Faden“, von dem schon Joseph Bader gesprochen hat. Man erkennt darin den langen Weg, der zur modernen Staatlichkeit geführt hat, also zu dem Land, das aus dynastischen Anfängen zu einem Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts und schließlich zur Republik geworden ist, deren Ende dann freilich in die schlimmste Periode der deutschen Geschichte einmündete. Doch lässt sich daran die Andersartigkeit mittelalterlicher Staatlichkeit und mittelalterlichen Gesellschaftslebens, das Aufkommen neuer Kräfte in den adeligen und bürgerlichen Führungsschichten bis hin zur Industriegesellschaft der Moderne studieren. So spiegelt „Baden“ die äußere wie die innere Geschichte Deutschlands im Sinne eines Mikrokosmos wider, des größeren Raumes, in den es eingebettet ist.

Die Landschaft und ihre Grenzen in früher Zeit

Betrachtet man das Kartenbild Badens in seinen seit 1815 festliegenden und beinahe 150 Jahre lang gültigen Landesgrenzen, dann wird man schwerlich von einem einheitlichen Raum sprechen können. Ganz im Gegenteil erblickt man ein auf Grund vieler geschichtlicher Zufälle zustande gekommenes Gebilde mit, an seiner Ostgrenze, geradezu grotesken Verzweigungen und Verschlingungen, die jeder vernünftigen Raumplanung Hohn sprachen. Davon wird die Rede sein, wenn von der Neugliederung des deutschen Südwestens in napoleonischer Zeit zu handeln ist. Nur der Rhein als Grenze trägt – so scheint es – einer naturräumlichen Gliederung des Landes Rechnung. Doch der Rhein war keine Grenze. Er bildete die große Verkehrsader des Reiches in Mittelalter und Neuzeit, markierte seine Längsachse auf dem Weg in den Süden. Für die badische Geschichte bildete er, durch die Jahrhunderte hindurch, Orientierungslinie und Kraffeld. Der landschaftliche Kontrast zwischen der Tiefebene des Rheintals und den bis 1500 Meter Höhe aufsteigenden Bergen des Schwarzwaldes bestimmt die Gegensätze in diesem Land und damit auch seine verkehrspolitischen und wirtschaftlichen Probleme bis hin zu den Regulierungsarbeiten des 19. Jahrhunderts. Auch davon wird an entsprechender Stelle ausführlicher zu handeln sein.

Die Geographen wissen mit „Baden“ ohnehin wenig anzufangen. Sie entwarfen naturräumliche Gliederungsschemata gerade der Oberrheinlandschaft, die wiederum bestimmt waren vom Rhein und seinen Auenlandschaften links und rechts des Flusses, begrenzt durch Schwarzwald und Vogesen¹⁴. Rhein und Bodensee prägen das Gesicht des Voralpengebietes im Süden, doch bekanntlich haben am Bodensee fünf neuzeitliche Länder Anteil, so dass auch hier die politischen Grenzen Zusammengehöriges im naturräumlichen Sinne durchtrennen¹⁵. So wurden die Eingriffe des Menschen in den für uns erkennbaren geschichtlichen Perioden maßgeblich für alle staatlichen Ordnungen der neueren Zeit und damit bis heute. Sie zu beschreiben ist Sache des Historikers.

Es geht also im Folgenden um „Grenzen“, um umgrenzte Räume, innerhalb deren Menschen unter den gleichen geographischen und politischen Bedingungen zusammenleben. Die Grenze, gleich ob künstlich gezogen oder an natürlichen Gegebenheiten orientiert, einem Flusslauf oder einem Gebirgskamm, schottet nach außen hin ab, schließt hingegen die innerhalb dieser Grenzen leben-

den Menschen zu einer Gemeinschaft zusammen. Dass der Rhein über lange Zeit hinweg nicht als Grenze anzusehen, daß ihm eher eine Brückenfunktion zuzuschreiben war, wurde schon erwähnt¹⁶.

Die älteste echte und darstellbare Grenze im deutschen Südwesten bildet der römische Limes. Er schnitt sich als schnurgerade, von militärischem Denken diktierte Demarkationslinie durch die zu Beginn unserer Zeitrechnung noch offene Landschaft östlich des Rheins. Mit ihren Wall- und Grabenanlagen, durch Kastelle und Wachttürme gesichert, ist der Limes noch heute in weiten Teilen der Landschaft erkennbar und in seinem gesamten Verlauf erforscht und kartiert¹⁷. Als er von den germanischen Eindringlingen überrannt und von den römischen Militärs aufgegeben, als die Grenze auf die andere Seite des Rheins verlagert wurde, hat man auch die Limesbauten verlassen, ohne daß diese von den neuen Bewohnern beibehalten wurden, denn diese waren weder an der Stadtkultur noch an den Straßen und Verkehrsadern der Römer interessiert, geschweige denn an ihrer Provinzialverwaltung und ihrem Wirtschaftsleben. So blieb – paradoxerweise – das Wissen um diese früheste, weithin sichtbare Grenze zwar bestehen, als „Heidenmauer“ oder als „Teufelsgraben“, ohne jedoch den geringsten Einfluss auf das Verwaltungsleben der Nachfolger des römischen Staats zu besitzen. Der Limes, die „Grenze“ im wörtlichen Sinne, blieb als eine virtuelle Linie im Bewusstsein der Menschen, Denkmodell für Gelehrte und Antikenforscher aller Zeiten¹⁸.

Dies berührt einen merkwürdigen Punkt, auf den bereits im Zusammenhang mit Baden-Baden hinzuweisen war: Die Orientierung mittelalterlicher Adelsfamilien an Orten und Namen römischer Tradition. Wo diese den Versuch unternahmen, die eigene Vorfahrenschaft in möglichst alte Vorzeit zurückzuverfolgen, stießen sie naturgemäß an Grenzen der Überlieferung. Keine schriftliche Quelle erlaubte es, über die durch einen Geschichtsschreiber wie Gregor von Tours bekannten Genealogien der merowingischen Könige hinauszugelangen, so dass der Strom genealogischer Informationen allenfalls bis zu König Chlodwig reichen konnte, wo er endete. Die römischen Schriftsteller aber, so Plutarch oder Livius, deren Werke man kannte, führten in noch ältere Zeit, und jede lateinische Alliteration, jede noch so sehr an den Haaren herbeigezogene Anspielung wies den Weg in eine Vorfahrenschaft, mit der man bis zu Augustus, zu Aeneas und somit zu den Trojanern der homerischen Epen gelangen konnte, also zu den ältesten schriftlichen Zeugnissen der Menschheit. Dort, wo sich römische Inschriften fanden, wo also auch bei uns vornehme Plätze der Antike nachweisbar